

für die

Literatur des Auslandes.

109.

Berlin, Donnerstag den 11. September

1845.

England.

Geschichte einer Deportirten.*)

Das Dorf Racton, der Geburtsort unserer Heldin, liegt in der Grafschaft Suffolk und besteht aus einer einzigen Straße. Kämet ihr in die waldige, einsame Bergschlucht, in deren Mitte es ruht, ihr würdet nicht ahnen, in der Nähe von Menschenwohnungen zu seyn, und geht ihr des Nachts durch jene öde Gasse, so verfolgt euch ein ermüdendes, unermüdeliches Dröhnen; das ist das Meer, das in der Ferne grollend den vergeblichen Angriff auf England, seinen mächtigen Bezwinger, immer und immer erneut.

In der Nähe Racton's münden der Stour und der Drivell. Zwischen diesen und dem Dorfe liegt eine große Ebene, die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt ist und Wolfkettel heißt, von einem sächsischen Herzog dieses Namens, der daselbst den Dänen eine blutige Schlacht geliefert hat. Es scheint, daß Menschenblut den Boden außerordentlich düngt, oder daß Gott die Leiden, die unser Geschlecht sich selbst bereitet, und mit Wohlthaten vergelten will, denn fast alle Schlachtfelder sind, wie jenes, durch den Reichtum ihrer Erzeugnisse berühmt geworden. Dieses Land wird seit einem Jahrtausend von einem Geschlecht von Pächtern bebaut, die größtentheils unmittelbare Sprosslinge der dänischen Eroberer sind. Langes, blondes Haupthaar wallt um die Schultern dieser riesigen Menschen, die vom Morgen bis zum Abend mit unerschütterlichem Ernste ihre Pferde durch eine Furche zur anderen führen. Thiere und Menschen gleichen hier einander; beide sind muskulös, gigantisch, und die reiche Mähne der einen flattert im Seewinde neben dem langen Haar der anderen. Der Dialekt dieser Bauern gehört einer anderen Zeit und einer anderen Welt an. Wenn das Pferd eine Furche beendet hat, schreien sie „Burrah!“ als ging' es zum Kriege; wenn es eine neue ziehen soll, rufen sie „Wurrah!“ Die starken nordischen Kehllaute werden aus den kolossalen Kehlen dieser Leute auf eine Weise hervorgestoßen, die ihre Sprache für den Engländer aus London so unverständlich macht, als die der Karaiiben. Oft sieht man auf dem Rücken jener Pferde ein kleines sächsisches Mädchen mit blondem Haar und zarter Haut, dessen nackte Beinschen sich in der Mähne verlieren. Ueberhaupt reisen dort die Frauen ohne Sattel, und bei den vielen Gefechten zwischen den Schmugglern und Küstenwächtern sieht man, oder vielmehr sah man sie — denn diese Sitten sind im Erlöschen — entschlossen den kurzen Degen oder die Pistole des Matrosen führen. Die Namen wie die Bewohner dieser Gegenden: North-Folk (Norfolk), South-Folk (Suffolk), East-Saxon (Essex) sind noch heute nicht mit normännischen Elementen gemischt, und die Cradnell's, Catchpole's, Bringnell's, Springtree's haben sich Jahrhunderte erhalten, ohne von den Beauclerc's und Courcy's (Churchill's) verdrängt zu werden.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts glaubte man noch an eine alte Sage, die von dem ödesten und höchsten Felsen jener Küste, dem Bawdsey-Cliff, ging. Die Küstenwächter, meist Irländer, die den vielen Schmugglern der Gegend aufaukerten, hatten nicht wenig dazu beigetragen, jene Sprechensgeschichte im Volke lebendig zu erhalten, denn kein Mensch ist abergläubischer, als ein Irländer. Die Regierung verwendete sie indes gern zur Küsten-Polizei, denn sie waren tapfer, thätig und wachsam; ihre Lebhaftigkeit, ihre Liebe zum Kampf, ihre List, die derjenigen der Wilden gleichkam, machten sie den Feinden der Zollhäuser fürchtbar. Sie trosteten Wind und Wetter, und selbst für den Haß rächten sie sich nicht, den ihr trauriges Gewerbe ihnen zuzog. Sie ließen sich tödten und tödteten mit unerschütterlichem Gleichmuth. Die Bauern, die die Schmugglerei liebten, vertrugen sich dennoch zuweilen recht gut mit den Irländern, zumal wenn diese sich an ihren Tisch setzten und ihnen Wundergeschichten erzählten, z. B. daß auf der Küste von Bawdsey-Cliff eine Legion Geister hause, daß dies die Schatten früherer Schmuggler wären und ihre Erscheinung Schlimmes bedeute. Sie verschwänden zuweilen im Sande, und der Wächter, der es wage, ihnen zu folgen, werde unfehlbar von der Erde verschlungen und kehre nie wieder. Die Irländer erzählten zu gut, und ihre Zuhörer waren zu leichtgläubig, als daß die Spukgeschichten sich nicht in den Gemüthern hätten festsetzen sollen. Der natürliche, aber höchst merkwürdige Grund war folgender:

*) Nach: The history of Margaret Catchpole, a Suffolk girl (Lond. 1844), einem Roman aus dem Volke, dessen Inhalt authentisch ist und durch Zeitungen und Aktienstücke bestätigt wird. Verfasser des Romans ist ein englischer Prediger, der Rev. Richard Cobbold.

Auf dem Gipfel des Bawdsey-Cliffs stand eine unscheinbare Hütte und neben ihr ein kleiner Baumgarten, der mit einer feineren Mauer eingezäunt war. Innerhalb der Mauer befand sich ein Brunnen ohne Geländer und von großem Umfang, der durch nichts auffiel, als durch die Breite des Wassereimers und die Dicke des Laues, an welchem dieser befestigt war. Auf dem Rande des Brunnens lagen Haufen von Scherben und zerbrochenem Glas, die den Zugang verhinderten. Diese Vorsicht war nicht ohne Grund, denn etwa zwölf Fuß von der Oberfläche des Bodens öffnete sich in der feineren Wand des Brunnens ein plattgedrückter Bogengang, der in eine ganz eigenthümliche Höhle führte, die lange Zeit in der ganzen Gegend unbekannt war und eine Naturmerkwürdigkeit derselben bildete. Wasser, das sich aus dem Brunnen unter der Erde einen Weg nach dem Meere zu bahnte, hatte diesen Gang ausgehöhlet. Die Schmuggler benutzten diesen Winkel, leiteten das Wasser ab, wölbten den Gang und machten in die Wölbung ein Loch, das in den Spornstein der Hütte führte und auf diese Weise den Raub der Höhlung mit dem der Hütte vermischte. Endlich hatte man das Gewölbe mit Geräthen und Lebensmitteln versehen, so daß es für einige Zeit zum Aufenthalt dienen konnte. Hinein gelangte man durch den Brunnen, das heißt, in dem Eimer, den eine Freundeshand, entweder der Bauer, der in der Hütte wohnte, oder dessen Frau, anhielt, sobald er an dem Eingang der Grotte angekommen war. Die Mauer verdeckte den Brunnen vor denen, die von der Meeresküste aus den Bawdsey-Cliff bestiegen, und ein Schmuggler, wenn er hart verfolgt wurde, schwang sich in den Eimer, zog ihn durch sein eigenes Gewicht herunter, konnte, falls er mit einem Entershafen versehen war, denselben wie einen Anker in den Eingang des Gewölbes werfen und auf diese Weise durch einen Sprung allen Nachforschungen entfliehen. Das zauberhafte Verschwinden der Schmuggler hatte sich so oft wiederholt, daß von Racton bis Ipswich, dem Hauptort der Gegend, der Spuk auf dem Bawdsey-Cliff ein Glaubensartikel wurde.

Es gab indes einen Irländer, Namens Pat O'Brien, den diese übernatürliche Erklärung nicht befriedigte. Dieser Pat war ein Stöberer und wollte um jeden Preis über die Gespenstergeschichte Gewisheit haben. Er hatte die Mauer und das Loch gesehen, durch welches regelmäßig die verfolgten Schmuggler weggezauert wurden, und es wandelte ihn eine unwiderstehliche Lust an, das Innere des „Geisterbrunnens“ kennen zu lernen. Diese Neugier konnte ihm theuer zu stehen kommen, wie wir sogleich sehen werden.

Die Hütte wurde von der Familie eines alten Landmanns bewohnt, den sich Schmuggler zum treuen Freunde gemacht hatten. Fast die ganze Bevölkerung des Küstenstriches war arm. Mehr als ein Pad Spizen, mehr als ein werthvoller Shawl, ungerechnet die Fässer Brauntwein und Rum, ging von den Schiffen in die Hände der Bauern über, die keine Lust hatten, gegen einen ungeheulichen Erwerb Partei zu nehmen, der ihnen kostbare Gegenstände zu billigen Preisen verschaffte. Die meisten von ihnen thaten, als merkten sie nichts, wenn die Schiffs-Capitaine des Nachts ihre sogenannte „Mondscheinladung“ ans Land brachten. Die Frau des Bauern in der Bawdsey-Hütte theilte seine Duldung gegen die Schmuggler, und Pat, der Küstenwächter, konnte nicht schlechter beraten seyn, als da er sich an diese Frau wendete, um die Geheimnisse des Geisterbrunnens zu erfahren. Sie war gleich bereit, ihn hinunterzulassen, und hieß ihn sich bequem in dem Eimer zurechtsetzen. Das Tau aber schoß rascher in die Tiefe, als Pat sich gedacht hatte, und im Nu steckte er im Wasser, kam wieder hervor, tauchte wieder unter, wie es seine freundliche Wirthin wollte. Vergebens suchte er durch Wimmern und Bitten seinen weiblichen Helfer zu rühren; sie stieß so lange den Eimer ins Wasser, bis sie keinen Laut mehr hörte. Pat sah seine Dummheit ein, klammerte sich an den eisernen Griff des Eimers und mußte nicht mehr. Er hoffte, wenn er sich todt stellte, seiner Verfolgerin zu entflüpfen und, nach Art der Matrosen, an dem Tau wieder heraufzuklettern. Als Alles still wird, beginnt er seine Reise auf die Oberwelt und befindet sich bald vor dem Eingang des Gewölbes. Schon glaubt er sich gerettet und hält nur ein wenig an, um Luft zu schöpfen, als seine Beine plötzlich von einem eisernen Haken gefaßt und so kräftig angezogen werden, daß er kopfunten in die Grotte emporgehoben wird. Ein Matrose hatte die edle Absicht, ihn mit einem Schädelzerbrechenden Hiebe zu empfangen, traf aber glücklicherweise die Wand des Brunnens. Der arme Pat ward endlich vollends in den Keller gezogen, und mit lautem Gelächter stürzte ein Duzend Matrosen herbei, die das sonderbare Abenteuer des Küstenwächters überaus heiter stimmte.

Pat war in der That einem Haufen seiner Todfeinde in die Hände gefallen, und wenn wir einen Roman schreiben wollten, so wäre hier der passende

Ort, das Innere der Höhle, die Kienfackeln, die Bärte der Matrosen, den Schrecken des Irlands ergreifend zu schildern; da sich aber in den authentischen Quellen dieser Begebenheiten, den Reports und Judiciary Documents vom Jahre 1790, nichts von diesen Dingen findet, so beschränken wir uns darauf, zu sagen, daß die Schmuggler eben so nicht recht wußten, was sie mit ihrer Prise machen sollten, als Pat, was aus ihm werden würde. Man machte mehrere Vorschläge; derjenige, der den meisten Anklang fand, war der härteste. Man hatte nichts Geringeres im Sinne, als dem armen Pat auf ewig den Mund zu schließen, damit man nicht verrathen würde, und reichte dem Irlander ein Glas Gin, daß er sich Stärke und zur großen Reise vorbereite. Man ließ ihm sogar die Wahl, durch welche Thür er aus dem Leben gehen wollte. „Möchtest du lieber ertränkt oder mit Säbeln niedergebauen werden?“ fragten ihn theilnehmend die Matrosen. — „Am liebsten keines von beidem“, antwortete der Irlander. Niemand lachte; aber in diesem Augenblicke kam der Capitain in dem Eimer angefesselt. Will Laud, dies war sein Name, der noch öfter in dieser Erzählung erwähnt werden wird, hatte kaum das fünfundzwanzigste Jahr erreicht und stand an der Spitze jener kühnen, rüstigen Männer. Er ließ dem Irlander die Augen verbinden und ihn in das verhängnißvolle Faß bringen. Das Tau begann sich zu bewegen; Pat empfahl seine Seele dem heiligen Patrik, denn er glaubte in den Abgrund hinabzufahren. Inbessen aber ging es nach oben, und als er die Augen öffnete, befand er sich am Bord der niedlichen Brigg des Capitains Laud. Man fuhr ihn ein Stück längs der Küste hin und setzte ihn endlich an einer öden Landungsstelle aus, gab ihm Geld und empfahl ihm ewiges Stillschweigen über den Geislerbrunnen, wenn er sein Leben erhalten wollte.

Man kann aus dieser Begebenheit auf die Hülfquellen schließen, die den Schmugglern an der Küste von Suffolk zu Gebote standen. Sie benutzten die Freundschaft der Bauern und hatten ihre Spione und Festungen, ihren Schatz, ihre Marine, ihr Arsenal, selbst Relais so oft in Bereitschaft, als sie sie brauchten. Zuweilen kamen sie des Nachts in eine Meierei und nahmen dort so viele Pferde, als sie nöthig hatten, um weiter zu kommen. Aber der Pächter war durchaus über das plötzliche Verschwinden seiner Thiere nicht in Sorge, denn er wußte, daß sie ihm am nächsten Morgen mit einer anständigen Entschädigung in gutem Zustande wieder in den Stall zurückgeschickt werden würden. So organisierte sich die Schmugglerverbindung, und die Beamten der Regierung hatten zugleich gegen die Ungunst des Wetters, den schlechten Willen der Bewohner des Landes und die List und Kühnheit von Gegnern zu kämpfen, denen die Schiffe des Meeres einen sicheren Zufluchtsort boten. Erst später, als man im Kriege die tüchtigsten Contrebandiere zu Staatszwecken benutzte und in die Marine aufnahm, gelang es der Regierung, die Schmugglerei, wenn auch nicht zu vernichten, so doch zu beschränken und den Gewinn derselben wenigstens den Händen eines Mannes zu entreißen, der ihn bis dahin fast allein an sich gezogen hatte.

Im Jahre 1841 starb in London ein Mann, der an der Küste von Suffolk und Essex wohl bekannt war. Das Gesetz hatte ihm niemals etwas anhaben können, und dennoch trostete er ihm, so lange er lebte. Er besaß zwölf Schiffe und vierzehn Magazine an verschiedenen Punkten des Landes. Die Schmuggler erkannten ihn als ihren Herrn an, und niemals hat ein König treuere Unterthanen gefunden. Kein genügender Beweis seiner Mitschuld lag gegen ihn vor, und am wenigsten ließen seine Stellung und sein Rang dieselbe vermuthen. Der Staat hatte ihm ein Patent auf den überseeischen Handel bewilligt, und mit den drei Schiffen, die er kraft desselben besaß, schügte er die übrigen, die einem ungesetzlichen Gewerbe dienten. Die Verluste mußten von denen getragen werden, die er an die Spitze seiner Unternehmungen stellte; jede Brigg bekam ihren Capitain, der, im Falle die ihm übertragene Expedition mißlang, einer harten Strafe gewärtig war, aber bedeutenden Gewinn hatte, wenn er zur Zufriedenheit seines Oberherrn operirte. Es lag im Interesse dieser Agenten, die Hand, die sie leitete, nicht zu verrathen, da für alle Fälle ihr Schutz ihnen nützlich werden konnte. Dieser Capitain Barwood starb in Ehren und Reichthum und hatte niemals das Meer befahren, das er durch sein ganzes Leben ausbeutete. Er war kühn, listig, gewissenlos und kannte die Menschen. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Briefe und Instructionen Ludwig's XVIII. an den Grafen von St. Priest.

(Schluß.)

St. Priest hatte den mißlichen und für ihn persönlich oft sehr unangenehmen Auftrag, bald in St. Petersburg und bald in Wien das kaiserliche Cabinet für die Sache Ludwig's umzustimmen; aber sowohl die Ereignisse — namentlich die Siege Bonaparte's — als der Widerwille, den die Intriguen der französischen Emigration allgemein erregten, traten ihm hier wie dort in den Weg. Der Prätendent, der gegen den kaiserlichen Hof in Wien sehr mißtrauisch war, weil er bei ihm das Projekt voraussetzte, die Tochter Ludwig's XVI. und Enkelin Maria Theresia's, die sich seit dem Jahre 1793 bei ihren österreichischen Verwandten befand, mit dem Erzherzog Karl zu vermählen, während er sie dem Herzoge von Angoulême bestimmt hatte, hielt sich vorzugsweise an den russischen Hof.

Wir theilen hier, da sie nicht ohne Interesse sind, die Instructionen mit, die Ludwig im Jahre 1798 seinem Gesandten in St. Petersburg gab:

„Instructionen des Königs für Herrn v. St. Priest.

„Witau, 2/13. Juni 1798.

„Die Vermählung des Herzogs von Angoulême, meines Neffen, mit Madame Therese, meiner Nichte, ist stets einer meiner liebsten Wünsche gewesen; bis jetzt habe ich jedoch diese Verbindung noch nicht zu Stande bringen können. Nicht etwa, daß sich der Wiener Hof dem förmlich widersetzt hätte; wohl aber hat es mir bisher an einem festen Wohnsitz gefehlt. Der Kaiser Paul hat dieses Hinderniß beseitigt, indem er mir zu Witau eine Zufluchtsstätte eingeräumt. Inzwischen ist mir seine Unterstützung auch außerdem noch vonnöthen, denn obwohl ich eben gesagt, daß der Wiener Hof sich der Vermählung nicht förmlich widersetzte, so habe ich doch nicht die Gewißheit, daß er meine Nichte in meine Hände auf mein alleiniges Ansuchen übergeben werde. Ich beauftrage daher Herrn von St. Priest, das Herz Sr. kaiserlichen Majestät zu Gunsten einer so rührenden Verbindung zu stimmen und den Kaiser zu bewegen, sie zu seiner eigenen Angelegenheit zu machen; alsdann werde ich keine Unruhe mehr in Bezug auf Wien haben und bin ich sicher, daß der Kaiser Franz keine Schwierigkeiten mehr dem entgegenstellen werde.

„Ein zweiter, mit jenem zusammenhängender Gegenstand ist das Vermögen meiner Nichte, in dessen Genuß ich sie zu setzen wünsche, hauptsächlich damit wir um so weniger den Mächten zur Last fallen, deren Freundschaft und zu Hülf kommt. Dieses Vermögen besteht: 1) aus den Diamanten der verewigten Königin, meiner Schwägerin, die meiner Nichte bei ihrer Abreise aus Frankreich zugestellt worden, so daß ich wohl in dieser Beziehung Nichts zu wünschen habe; 2) aus ungefähr 1,300,000 Livres Tournois, herrührend aus dem Nachlasse des verewigten Königs, meines Bruders, und der verewigten Königin, meiner Schwägerin, die jetzt in den Händen des Römischen Kaisers sind; 3) aus 200,000 Thaler Gold, die der verewigten Königin, meiner Schwägerin, als Mitgift ausgesetzt, jedoch niemals bezahlt worden sind.

„Ich wünsche, daß der Kaiser von Rußland diese beiden letzten Summen genau so wiederholen möchte; da ich jedoch die in Bezug auf mich nicht sehr günstigen Gefinnungen des Wiener Hofes kenne, und nicht will, daß ihm Gelegenheit gegeben werde, das Gerücht zu verbreiten, ich verlange jenes Geld nur um es zu meinem eigenen Besitze zu verwenden, so beauftrage ich Herrn von St. Priest, in meinem Namen Se. kais. Maj. zu bitten, für einen Souverain, seinen Freund und Verpflichteten, das zu thun, was in ähnlichem Falle ein Privatmann einem anderen gegenüber thun würde, nämlich die gedachten beiden Summen zusammen in seinen Schatz zahlen zu lassen und die Verbindlichkeit übernehmen zu wollen, meiner Nichte daraus ein Einkommen zu bilden und ihr allein darüber Rechnung zu legen.

„Dieselben Gründe, die mich zurückgehalten, meine Nichte zu reklamiren und zu mir zu nehmen, haben mich auch verhindert, die Königin zu mir kommen zu lassen; ich meine damit den Mangel eines festen Wohnortes für ihren und meinen Haushalt. Was die zu diesem Zwecke nöthige Ausgabe betrifft, so hoffe ich, daß der Kaiser, da ich selbst in diesem Augenblicke außer Stande bin, sie zu decken, mir darin zur Hand geben werde; und zwar ist dies um so weniger schwierig, als die Königin und meine Nichte beisammen wohnen können und daher die Ausgaben für Beide um so viel geringer seyn werden. Mein vollkommenes Vertrauen zu Herrn von St. Priest veranlaßt mich, im voraus Alles gutzuheißen, was er sowohl über die Reise als über den hiesigen Haushalt der Königin und meiner Nichte arrangiren wird, eben so auch das, was die Zahl und die Auswahl der Personen ihres Gefolges betrifft, indem er sich mit den großen Hofchargen oder mit den ihr Vertrauen genießenden Personen verständigt, die sich um dieselben befinden.

„Da der Marschall von Castries den Wunsch bezeigt hat, mir meine Nichte, wenn sie kommt, zuzuführen, und da ich selbst keine bessere Wahl, mit Rücksicht sowohl auf die Königin als auf meine Nichte, zu treffen vermag, so wünsche ich wohl, daß ihm dies gestattet werde, falls nicht die Beziehungen es hindern, die nothwendig zwischen demjenigen, der die beiden Fürstinnen begleitet, und dem Kommissarius bestehen müssen, den der Kaiser von Rußland unzweifelhaft zur Leitung der Reise ernennen wird. Ich überlasse es Herrn von St. Priest, die Sache zu beurtheilen, und verlasse mich ganz auf ihn.

„Herr von St. Priest kennt die Lokalität des Schlosses in Witau und weiß, wie sehr mich die Vermehrung meiner Familie dort einschränken würde. Ich beauftrage ihn, dies dem Kaiser vorzustellen, und hoffe von dessen Freundschaft, daß er mir in dieser Beziehung alle nöthigen Erleichterungen werde zu Theil werden lassen.

„Ich habe nicht nöthig hinzuzufügen, daß es, wenn der Kaiser seine Zusage ertheilt, über diese verschiedenen Angelegenheiten unterhandeln zu lassen, von der höchsten Wichtigkeit sey, daß derselbe Courier, der dem russischen Botschafter in Wien die kaiserlichen Befehle überbringt, zugleich von meiner Seite eine Instruction an Monsignore den Bischof von Nancy *) mitnehme; und sowohl um keine Zeit zu verlieren, als um dem Herrn von St. Priest einen neuen Beweis von Vertrauen zu geben, ermächtigte ich ihn, diese Instruction aufzusetzen in Uebereinstimmung mit dem, was zwischen ihm und Sr. kais. Maj. oder den kaiserlichen Ministern verabredet worden, und sie abzuschicken, ohne erst von meiner Seite neue Befehle zu erwarten. Ludwig.“

„Gegenstände, mit denen sich Herr v. St. Priest in St. Petersburg zu beschäftigen hat.

1) Mit Erneuerung der Coalition auf den Grundlagen, die allein den Erfolg derselben zu sichern vermögen.

*) Damaligen Bevollmächtigten Ludwig's in Wien.

- 2) Mit der Vermählung meiner Kinder. Ich wünschte, daß sie noch in diesem Herbst stattfinden.
- 3) Mit der mir und meiner Familie zu sichernden Subsistenz, wobei bemerkt werden muß, daß England glaube oder thue als ob es glaube, daß Paul I. es übernommen, ausschließlich für mich und meine Familie zu sorgen; daß zu besorgen steht, die anderen Höfe möchten ebenfalls diese Meinung bekommen, und daß Sr. kais. Maj. allein sie widerlegen und diese Mächte bewegen kann, mit ihm zur Sicherung unserer Existenz beizutragen.
- 4) Sich zu versichern, daß, wenn die Coalition nicht erneuert wird, der Kaiser wenigstens die sogenannte Republik nicht anerkenne und sich bewegen lasse, mir (ganz im Geheimen) pekuniäre und diplomatische Mittel an die Hand zu geben, um den Royalismus in Frankreich zu unterhalten.
- 5) Mit einer Reise meinerseits nach Petersburg. Sie ist zwar nicht mehr so nöthig wie vor drei Monaten, da mich Herr v. St. Priest vollständig vertritt, aber es ist doch nicht angemessen, daß der Kaiser mich nach seinen Staaten kommen läßt, ohne daß wir uns sehen. Diese Reise würde übrigens von kurzer Dauer seyn.

Ferner:

Die Uniformirung und Bewaffnung der Gardes du Corps;
das Briefporto;
ein Urlaub für den Herzog von Berry;
Burgau;
der Marschall v. Castries und der Graf v. Escars;
das Bildniß der verewigten Königin von Madame Lebrun.^{*)}

Herr von St. Priest fand, als er mit diesen Instruktionen nach St. Petersburg kam, eine sehr kalte Aufnahme. Nur mit Widerstreben ließ Kaiser Paul seine Verwendung in Wien für die Vermählung und Uebergabe der Tochter Ludwig's XVI. eintreten^{*)}; ferner gewährte er dem Grafen von Provence eine jährliche Appanage von 200,000 Rubel und den Sold für hundert Mann Garde du Corps. Was jedoch dessen erneuerten Wunsch betraf, einen Besuch bei der kais. Familie zu machen, so wurde ihm wieder geantwortet, daß der Augenblick nicht passend dazu sey. Herr von St. Priest erhielt sogar nicht einmal eine Abschieds-Audienz, sondern der erste Minister, Fürst Bezborodko, deutete ihm kurzweg an, daß, da die Angelegenheiten, um derenwillen er nach Petersburg gekommen, erledigt seyen, er wieder nach Mitau abreisen könne.

Während sich Bonaparte in Aegypten befand, hatte die Emigration sehr starke Hoffnungen, eine Contre-Revolution in Frankreich ausbrechen zu sehen; der Graf von Provence rechnete um so zuversichtlicher auf Ereignisse zu seinen Gunsten, als ihm diese vom General Dumouriez selbst angekündigt wurden. Der Sieger von Jemmappes war nämlich incognito nach Mitau gekommen, doch konnte man sich dort nicht entschließen — diesen an die königl. Tafel zuzulassen. An dem kleinen Hofe zu Mitau ward nämlich die alte französische Hofetikette auf das ängstlichste beobachtet. Ludwig speiste immer nur zu Zweien an besonderer Tafel, worüber man selbst in Petersburg nicht wenig spottete, und die durch die Munificenz Paul's I. besoldeten Gardes du Corps des Prätendenten hatten nicht blos ganz das äußere Ansehen ihrer Vorgänger von Versailles, sondern ließen auch nicht zu, daß sich irgend Jemand der Person des „Königs von Frankreich und Navarra“ näherte, der nicht durch seinen Rang und seine gesellschaftliche Stellung das Recht dazu hatte.

Inzwischen gingen Dumouriez's Ankündigungen nicht in Erfüllung; ja, nach Bonaparte's Rückkehr wandte sich das Glück wieder auf die Seite der französischen Waffen, und eben als Ludwig's Unterhändler nach Wien gekommen war, um dem kaiserlichen Kabinette die Integrität aller von der Republik Venedig erworbenen Besitzungen zu sichern, falls das französische Königthum wieder mit den Landesgränzen vom J. 1789 eingesetzt würde, traf dort auch die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Marengo ein, so daß St. Priest es gar nicht wagte, dem Minister von Tugut die Depeschen vorzulegen, die ihm der Prätendent, unter totaler Verkennung der damaligen Zustände Europas und Frankreichs insbesondere, mitgegeben hatte. Ludwig verlangte darin unter Anderem auch die Autorisation, sich zur kaiserlichen Armee nach Italien begeben zu dürfen, aber in diesem Augenblicke war ganz Italien bereits von den Kaiserlichen geräumt worden.

Die in Oesterreich eindringenden Franzosen verdrängten den Prätendenten auch aus seiner Zufluchtsstätte in Mitau. Kaiser Paul sandte ihm plötzlich den Befehl, seine Staaten zu verlassen, und so sah sich dieser genöthigt, nach Warschau zu gehen, das damals zu Preußen gehörte, und wo er bis 1803 verblieb, in welchem Jahre er sich nach Calmar in Schweden begab, um dort mit seinem Bruder, dem gewöhnlich in England lebenden und von dort aus mit allen möglichen Agenten der Welt korrespondirenden Grafen von Artois (nachmaligen König Karl X.), eine Konferenz zu halten. Diese Konferenz hatte die Folge, daß die Emigration in Verbindung mit einigen Freunden in Frankreich, wozu namentlich Viségreu, Moreau, Cadoudal und die beiden Polignac's gehörten, neue Anstrengungen machte, welche jedoch eben so wenig, als alle früheren Versuche im Interesse der verbannten Prinzen, ein günstiges Resultat hatten.

Da jedoch die Konferenz von Calmar und deren Folgen zu Reclamationen von Seiten Frankreichs Anlaß gaben, so ward dem Grafen von Provence nicht mehr gestattet, wieder nach Warschau zu kommen, und dieser nahm daher

das Anerbieten des Kaisers Alexander an, in sein altes Asyl, nach Mitau, zurückzukehren, das er nach dem Frieden von Tilsit abermals verließ, um sich zu König Gustav IV. von Schweden zu begeben. Als er aber in Carlscrona landen wollte, kehrte dieser König eben von dem unglücklichen kurzen Feldzuge zurück, den er in Schwedisch-Pommern gegen Napoleon eröffnet hatte, so daß er den ihm jetzt etwas ungelegen kommenden Gast bewog, die Reise weiter nach England fortzusetzen, wo Ludwig bekanntlich so lange verweilte, bis ihn 1814 die siegreichen Waffen der Verbündeten auf den Thron seiner Väter brachten.

Der Graf von St. Priest hatte inzwischen, vom Alter und von körperlicher Schwäche gezwungen, seit mehreren Jahren schon seinen Abschied aus den Diensten des Grafen von Provence genommen, dem er mit Aufopferung seines eigenen Interesse die Tage des Exils gewidmet hatte. Das Unglück, das ihn im J. 1814 traf, seinen ältesten Sohn zu verlieren, betäubte ihn tief, und erst drei Monate nach Ludwig's XVIII. Rückkehr in die Tuilerien erschien er bei Hofe. Der König empfing ihn wohl als einen Freund und sagte ihm auch einige Trostesworte, aber im Ganzen war die Ausnahme keinesweges so warm, wie sie der alte treue Diener erwartet und verdient hatte. Keinerlei Belohnung oder Auszeichnung ward ihm zu Theil. Herr von St. Priest verlangte aber auch Nichts und beklagte sich nicht. Inzwischen kamen die Hundert Tage; den alten Grafen ließ Napoleon ruhig in Exerx, wohin er sich zurückgezogen hatte. Nach der Rückkehr des Königs ward er auf die zahlreiche Pairs-Liste gesetzt, die das von Talleyrand präsidirte Kabinet dem Könige zur Unterzeichnung vorlegte. Graf von St. Priest war damals achtzig Jahr alt und inzwischen stocktaub geworden. Er meinte, daß er für diese Welt nicht mehr passe, und während man ihn zum Pair ernannte, flüchtete er sich auf seinen Landsitz bei Lyon. Dort lebte er noch sechs Jahre, und am 26. Februar 1821 verschied er mit der Seelenruhe und Festigkeit, die ein redlich vollendetes Leben und ein wahrhaft religiöses Gemüth verleihen.

Zur Geschichte der Aufhebung der geistlichen Orden in Frankreich.^{*)}

Gewisse Wappen sind verpönt in den Meinungs-Turnieren unserer Zeit, obgleich sich die Träger derselben auf das Alter ihres Geschlechts und den Glanz ihrer Ahnen berufen könnten. Wer jetzt auf den Kampfplatz träte und erklärte, er thue es im Namen der Unterjochung des Geistes und des Leibes, der würde, wie der Feigste und Ungeschickteste, verhöhnt werden, noch ehe er seine Lanze eingelegt. Darum machen es die Husaren der Leibregiment wie die Zitherspieler, als sie von den Oesterreichern für ein Regiment der Ihrigen gehalten seyn wollten: sie hängen sich die weißen Jacken der Unschuld und Freiheitsliebe um die Schultern, so daß man auf den ersten Blick Freund und Feind nicht unterscheiden kann.

Solcher Art ist der Verfasser des in der Anmerkung genannten Buches. Nichts kann zeitgemäßer geschrieben seyn, als seine Vorrede, ja, er geht in derselben sogar über den besonnenen Fortschritt hinaus, und dennoch ist er, wie sich zum Erkennen des Lesers später zeigt, der wärmste Verteidiger der Jesuiten und beklagt die Unterdrückung der Mönchsorden so innig, als hätte er dabei selbst einen Weinkeller verloren und wäre seitdem mager und trübsinnig geworden.

In der eben erwähnten Einleitung des Werkes heißt es: „Der Kampf, der sich in unseren Tagen von neuem gegen die Kirche erhoben, bringt eine ernste Aufregung in den Gemüthern hervor und wird vielleicht traurige Ereignisse für das Land zur Folge haben. Daß die Verheißungen der Charte verleugnet, das Heiligthum des Gewissens bedrängt, die Freiheit der Willkür anheimgegeben und die heiligsten Rechte gefährdet werden, das ist es, was in diesem Augenblicke die Menge bewegt. Die Sache der Gerechtigkeit, die man mit Wuth angreift, wird mit eben so viel Talent als Muth verteidigt, unter der Geistlichkeit durch ehrwürdige Priester und die aufgeklärtesten Diener, welche die Kirche je in Frankreich gehabt hat, auf der Tribüne durch unsere besten parlamentarischen Redner, in der Presse durch gebiegene und lichtvolle Schriften, durch Broschüren voller Wig und Logik, und durch die gesündesten täglichen und periodischen Blätter. Alles dies beweist unwiderleglich, daß die Charte, die Religion der Mehrheit der Franzosen und die Freiheit des Kultus mit der Sache der geistlichen Congregationen zusammenhängen, die jetzt der Gegenstand der Verfolgung sind.“

Der Jesuiten-Orden wurde in Frankreich am 6. August 1762 unter der Regierung Ludwig's XV., der Marquise von Pompadour und des Herzogs von Choiseul durch einen Parlaments-Beschluß aufgehoben. Die National-Versammlung löste die übrigen Congregationen auf, erklärte die geistlichen Güter für Eigenthum des Staates und unterwarf die Priester der bürgerlichen Gesetzgebung. — Dies sind die Ereignisse, deren Ursachen und Verlauf Herr Prat in seinem Essai historique untersucht, und er weiß nicht genug von der Undankbarkeit und Treulosigkeit zu erzählen, die damals an den geistlichen Orden verübt worden sey.

„Mehr als hundert religiöse Verbindungen, sowohl von Männern als Frauen“ — sind seine Worte — „bedeckten den gesegneten Boden unseres Frankreichs mit Anstalten, die in ihrer Anzahl und Mannigfaltigkeit zum Schuß und Truß gegen alle Leiden der Menschheit errichtet schienen. Ge-

^{*)} Die Vermählung selbst fand am 10. Juni 1799 im Schlosse zu Mitau statt, wo der Cardinal Herzog von Montmorency die Ehe einsegnete.

^{*)} Essai historique de la Destruction des ordres religieux en France au dix-huitième siècle par M. Prat. Paris, 1845. — Berlin, A. Scher u. Co.

müthet, denen die Erde zu eng und das Geräusch der Welt widerwärtig war, suchten in der Einsamkeit und der ungestörten Uebung der Tugend Freuden, die ihre unendliche Sehnsucht zu stillen vermochten. Herzen, die vom Laster gebrandmarkt und von Gewissensbissen gepeinigt wurden, fanden in jenen Freistätten Ruhe und Glück wieder. Kurz, es gab in der Gesellschaft kein Bedürfnis, kein Unglück, für das nicht irgend ein mildthätiger Orden einen Zufluchtsort errichtet hatte. Da aber diese Anstalten durch die Religion eingegeben und in ihrem Namen geschaffen waren, so empfahlen sie auch die Religion der Dankbarkeit des Volkes und hielten die Herrschaft derselben in allen Herzen aufrecht. Nun aber bildete sich gegen die Kirche eine Verschwörung, die, indem sie unter allen Sekten und Parteien, die sich gegen die Ordnung auflehnten, immer neue Anhänger fand, länger als ein Jahrhundert ihre Pläne verfolgte, und zwar mit einer Erbitterung, die nicht einmal davor zurückschreckte, daß sie mit der Kirche das Vaterland vernichtete.

„Gleich Forts, die die Zugänge zu einer Festung schützen, boten die geistlichen Orden den Feinden der Kirche Hindernisse dar, gegen welche sie alle ihre Kräfte vereinigen mußten. Unter falschen Vorwänden, die sie der Leichtgläubigkeit des Volkes als Lockspeise hinwarfen, kämpften sie ein halbes Jahrhundert gegen diese Einrichtungen, und als sie endlich ihren Sturz herbeigeführt hatten, unternahmen sie offen, den der Kirche zu vollenden. Dies ist die lange Kette der Ungerechtigkeiten, die wir jetzt vor den Augen unserer Leser entwickeln wollen.“

Woher kam nun dieser allgemeine Krieg gegen die Kirche und ihre Institutionen? Herr Prat schwankt nur zwischen zwei Meinungen, entweder war er die Folge eines geheimen Komplotts, oder „jene Gewalt des Fatums, die vom Fehltritt zum Verbrechen, von der Mißstimmung zum Haß, vom Haß zu Attentaten treibt, hat jene Männer, die einmal über die Grenzen der Mäßigung und Weisheit hinausgegangen waren, in die äußersten Erzeße gestürzt“ und aus einer leichten Verstimmlung gegen die Priester den Jesuitenhaß erzeugt. Die Coalition nun, die sich das Wort gegeben hatte, die Gesellschaft Jesu aus allen Kräften zu verfolgen, bestand aus den Jansenisten, Reformirten und Lutheranern, aus den Parlamenten, die sich von den Jansenisten bethören ließen, aus den Philosophen, „die Allem den Krieg erklärten, was den Charakter der Frömmigkeit und Redlichkeit an sich trug, und also vor Allem die Jesuiten, die Vertreter dieser Tugenden, haßten mußten“, aus den Freimaurern, „die die Grundsätze der Ordnung und des Gehorsams vernichten wollten, welche die Gesellschaft der Jugend und den Völkern einprägte“, und endlich aus den spéculateurs politiques. Die Letzteren sind, wie aus dem Zusammenhange erhellt, diejenigen Männer, die sonst Feinde der Unterdrückung und der Schmach, in welcher das damalige Frankreich lebte, genannt werden. Jenes Wort, an und für sich betrachtet, könnte weit eher Fonds- und andere Spekulanten, als die bezeichneten Männer bedeuten. Der Verfasser hat noch mehr solche Ausdrücke, in denen er sehr anzüglich ist. So z. B. sagt er für Philosophie gewöhnlich philosophisme.

Die schwarzen Pläne der Coalition werden von der Marquise von Pompadour begünstigt und dem Gelingen entgegengeführt. Diese Frau wurde auf folgende Weise eine Feindin der Jesuiten. Sie war noch in dem Besitze der vollen Günst ihres königlichen Liebhabers, als sie plötzlich von der Befürchtung ergriffen wurde, der König könne bei seinem wankelmüthigen Charakter ihrer leicht einmal überdrüssig werden und sie vom Hofe verstoßen. Darum suchte sie daselbst irgend eine ehrenvolle Charge zu erhalten und ging den König an, sie zur Ehrendame der Königin zu machen. Die Königin wollte sie nur unter der Bedingung annehmen, daß sie sich der Sitte ihres Hofstaats, die Messe und Beichte zu besuchen, unterwerfe. Es handelte sich jetzt darum, einen Beichtvater für sie auszusuchen. Der Fürst von Soubise, dem die Wahl übertragen war, entschied sich für einen Jesuiten, den Vater de Saey. Derselbe aber erklärte, er dürfe sie nicht zu den Sakramenten zulassen, bis sie ihr skandalöses Leben aufgegeben habe. Der Jesuit berief sich auf seine heilige Pflicht, die Marquise meinte, das sey ein Kunstgriff, sie vom Hofe zu entfernen, und blieb malgré Dieu, wie Herr Prat sagt, bei Ludwig XV., hat aber seitdem nicht aufgehört, die Jesuiten zu haßen und zu verfolgen.

Die nächste Veranlassung zu dem Sturze der Jesuiten in Frankreich bot ein Pater Lavalette, der auf den französischen Besitzungen in Westindien durch glückliche Speculationen den Orden sehr bereichert hatte. Dieser Mann hatte mehrere Wechsel im Betrage von anderthalb Mill. Francs auf ein Pariseiler Haus gezogen, das in Erwartung einiger mit Waaren beladenen Schiffe des Paters das Geld auszahlte. Die Schiffe wurden indes von den Engländern genommen, und das Handelshaus hielt sich jetzt an den Orden. Dieser erklärte sich nicht für verpflichtet, zu bezahlen, mußte seine Statuten vor Gericht einreichen, wurde zur Uebernahme der Schuld verurtheilt und bekläuflich wegen mehrerer Paragraphen jener Statuten für staatsgefährlich erklärt.

Nach Herrn Prat war die ganze Aklserklärung gegen die Jesuiten nichts als eine Kabale. Während sie unschuldig und arglos ihre Zeit und ihre Talente der Erziehung der Jugend opferten, hätten die Böse von Philosophen und Staatsmännern sie überrumpelt, und unkundig der weltlichen Dinge, seyen sie unterlegen. Aber gesetzt, Herrn Prat sey es gelungen, den Jesuitenfeinden Intriguen nachzuweisen, so ist damit nur gesagt, daß sie Gewalt gegen Gewalt, List gegen List gebrauchten. Denn wenn auch der Verfasser so voller Ehrfurcht für die Gesellschaft Jesu ist, daß er nicht einmal die Vorwürfe nennt, die ihr gemacht worden sind, so wissen wir doch, was wir wissen.

Das Schutzrecht der Gesandten in der Türkei. Ueber den Ursprung und das Verhältniß der Schutzbriefe (Leseri und Berats), die den unter der Jurisdiction fremder Gesandtschaften stehenden Ausländern oder Einheimischen in der Türkei erteilt werden, berichtet Oberst Charles White in seinem kürzlich (Nr. 108) erwähnten Werk über Konstantinopel:

„Das System der Leseri hatte seinen Ursprung in den früheren Zeiten diplomatischer Verhandlungen mit der Türkei und wurde durch Verträge gesetzlich bestimmt. In den Zeiten uneingeschränkter Willkür, als die Köpfe der Dolmetscher nicht sicher, und fremde Gesandten selbst sich der Beschimpfung oder Einsperrung in den „sieben Thürmen“ ausgesetzt sahen, waren solche Schutzbriefe erforderlich, namentlich für die den Vorkraften zugetheilten Rajahs. Allmählig aber verlangten und erlangten die Gesandten nicht bloß die Ausdehnung dieser temporären Schutzbriefe auf eine große Menge von Personen, unter dem Vorwande, daß sie Dolmetscher oder untergeordnete Beamte wären, sondern sie erteilten dieselben auch gegen pekuniäre Vorteile und bildeten sich so ein nicht unbeträchtliches Einkommen. Die Erneuerung der Leseri von drei zu drei Jahren, oder bei einem Gesandtenwechsel, machte dieses Einkommen zu einem gewissermaßen regelmäßigen. Allmählig gingen die Diplomaten weiter. Sie erließen permanente Berats oder Schutzbriefe für Eingeborne, mittelst welcher letztere auf denselben Fuß gesetzt wurden, wie fremde Unterthanen. Das Privilegium wurde verfestigt ein förmlicher Handelszweig. Dies Verfahren artete in große Mißbräuche aus, welche den Prinzipien des Völkerrichts und dem in anderen Ländern anerkannten Verfahren schnurstracks zuwiderliefen. Die Natur desselben läßt sich einem Engländer nicht besser erläutern, als indem wir annehmen, daß das Privilegium, welches die eigentlichen Dienstleute bei fremden Gesandtschaften in England in bürgerlichem Rechtskreis vor Arrest schützt, nicht nur auf Kriminalfälle ausgedehnt würde, sondern daß fremde Gesandten auch britischen Unterthanen fremde Naturalisationsbriefe oder Scheine ausstellten und sie auf solche Weise von ihrem Gehorsam gegen die Krone und ihren Pflichten und Verbindlichkeiten als britische Bürger entbänden. Solche Verfuße würden in jedem anderen Staate augenblicklich zurückgemiesen werden, und doch ist dies das Verfahren, welches die Pforte bis zu dieser Stunde duldet. Vor nicht sehr langer Zeit noch wurden diese Mißbräuche von fremden Gesandten, namentlich von den englischen, oder richtiger von denen der levantinischen Compagnie, auf einen sehr hohen Punkt getrieben. Als der Botschafter Sir R. Liston im J. 1793 zu Pera anlangte und fand, daß sein amtliches Einkommen größtentheils auf diesen herabwürdigenden Handel und andere Neben-Einkünfte angewiesen war, verlangte er seine Zurückberufung oder ein geregeltes Gehalt, das mit der Würde seines Standes und den dadurch veranlaßten außerordentlichen Ausgaben im Verhältnis stände. Der französische Botschafter Graf Sebastiani, welcher im J. 1806 britischen Unterthanen, die in türkische Gewalt fielen, ehrenwerthen Schutz angebreiten ließ, war diesem käuflichen System nicht minder abgeneigt. Er wandte sich an die Pforte und erlangte einen Befehl zur Abschaffung der Berats, welche die Schreiber des Reis, Efendi den Unterbeamten der Gesandtschaften zu verkaufen pflegten und welche von diesen sodann an Rajahs verhandelt wurden.“

„Das erwähnte Verfahren Sir R. Liston's verlegte dem mißbräuchlichen System in Betreff der Berats, soweit britische Diplomaten dabei ins Spiel kamen, den ersten Stos. Aber erst im J. 1803 übernahm die englische Regierung die ausschließliche Ernennung und Bezahlung der Botschafter und einiger Konsuln, und nicht vor 1823 wurde das ganze Konsularwesen in der Levante unter die alleinige Aufsicht des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten gestellt. Jene Mißbräuche, welche stete Zwistigkeiten mit der Pforte hervorriefen, wurden durch Sir R. Liston und seinen Nachfolger, Lord Elgin, so viel an ihnen lag, beseitigt. Seit jener Zeit sind sie, wenigstens von den diplomatischen und Konsular-Behörden in der Hauptstadt, nicht wieder erneuert worden, aber es heißt, daß die unteren Agenten in den Provinzen nicht bloß diesen Handel fortsetzen, sondern auch das Asylrecht verkaufen, welches die britische Flagge über alle unter derselben Schutz suchenden ausdehnt. Die Rechtfertigung, die man für solches Verfahren vorbringt, ist die grausame Behandlung, welcher die einheimischen tributzahlenden Christen häufig ausgesetzt sind. Lord Ponsonby, unter welchem der britische Einfluß bei der Pforte so außerordentlich stieg, widersetzte sich standhaft allen Versuchen, die Instructionen seiner Regierung in dieser Hinsicht zu umgehen. Der gegenwärtige Botschafter Sir Stratford Canning und der General-Konsul Cartwright haben stets dasselbe Verfahren befolgt. Es fehlt aber viel daran, daß alle übrigen Missionen diesem Beispiele nachkämen. Gesandtschaften kleiner Mächte haben bisweilen pekuniäre Rücksichten, andere haben politische Gründe, um das System, so viel sie können, aufrecht zu erhalten. Im J. 1842 wurden die Eingriffe in die natürlichen Unterthanen-Verhältnisse, in Rumili wie namentlich in Syrien, so weit getrieben, daß die Pforte sich genöthigt sah, den fremden Gesandtschaften Circulare zugehen zu lassen, mit dem ernstlichen Ersuchen, die Einstellung der Ausgabe solcher Schutzbriefe durch ihre Agenten, wie die Zurücknahme der bereits ausgegebenen, zu veranlassen. Zu gleicher Zeit erteilte sie ihren Beamten den Befehl, alle in fremden Schutzbrieffen stehenden Rajahs aufzufordern, ihre Scheine vorzuzeigen und eintragen zu lassen, um das Datum der Ertheilung kennen zu lernen und künftigen Mißbräuchen vorzubeugen. Diese Maßregeln haben das Uebel gemindert, aber sie vermögen es nicht zu heben.“